

SCHATTENWACHT



DER PAKT IM RAUCH



Für jene, die nie im Licht genannt wurden,
und doch im Schatten wachten.

Sieben Schatten stiegen empor,
geboren aus Asche, geführt vom Flüstern der
Nacht.

Diesem Buch ist ihr Schwur gewidmet –
und jenen, die ihn weitertragen.

PROLOG

- DER PAKT IM RAUCH

London, September 1666

Die Stadt atmete schwer.

Nicht wie ein Lebewesen – sondern wie ein alter, kranker Körper, aus dem das Leben nur zögerlich wich. Der Rauch hing tief über den Gassen, schleppte sich durch Fensterläden, kroch unter Türen hindurch, suchte die Lungen derer, die noch atmeten.

Er roch nicht wie gewöhnlicher Rauch – nicht nach Holz oder Harz oder Öl.

Er roch nach etwas anderem.

Nach Asche.

Nach Blut.

Nach Erinnerung.

In den Straßen Londons flackerte das Feuer wie eine eigene Intelligenz.

Es sprang von Dach zu Dach, fraß sich durch Ziegel und Fachwerk, als wäre es gelenkt – nicht von Wind, sondern von Willen. Es züngelte nach Fenstern, verschlang Kinderbetten, riss sich durch Vorratskammern, übermalte die Schreie mit einem Chor aus Knistern und Splittern.

Die Menschen rannten.

Die Tiere schrien.

Die Mauern sangen ihr letztes Lied.
Drei Nächte lang stand London in Flammen.
Die Chroniken sprachen später von einem Bäcker, von
einem Funken, von menschlichem Versagen.
Aber das war nicht die Wahrheit.
Nicht die ganze.

Was in jener Nacht geschah, war kein Unfall.
Es war ein Riss.

Ein Spalt zwischen dem, was ist – und dem, was niemals
sein sollte.
Etwas hatte sich geöffnet. Und etwas war
hindurchgekommen.

Inmitten des Feuers, zwischen herabstürzenden Balken und
heulenden Schatten, begegneten sich sieben Menschen.
Sie hätten unterschiedlicher nicht sein können – ein Priester
mit brüchigem Glauben, eine Alchemistin mit versengter
Haut, ein Hexenjäger mit dämonischer Sicht, eine Seherin,
die nicht mehr schwieg, ein Junge mit Wölfen im Blut, ein
Soldat mit gescheitertem Herzen –
und sie.

Die Frau mit den leeren Augen.
Die, die nicht alterte.
Die, die überlebte.

Sie alle waren Getriebene.

Gezeichnet von Schuld. Von Angst. Von Wahrheit.

Aber in dieser Nacht standen sie zusammen –

nicht aus Vertrauen. Nicht aus Hoffnung.

Sondern weil sie wussten, dass alles andere der Untergang war.

In der Dunkelheit zwischen brennenden Häusern, in den Schatten des flackernden Feuers, leisteten sie einen Eid.

Nicht vor einem Gott.

Nicht vor einem König.

Sondern vor dem Rauch, der ihre Gesichter verdeckte,

und vor der Wahrheit, die ihnen in den Knochen saß:

Wenn sie nichts tun würden, würde bald niemand mehr übrig sein, der es könnte.

Aus dieser Stunde entstand kein Name. Nicht sofort.

Nur ein Zweck.

Doch später, als das Feuer gelöscht war,

und die ersten Dämonen wieder in die Schatten

zurückgekehrt waren,

gab man ihnen einen Ruf:

Schattenwacht.

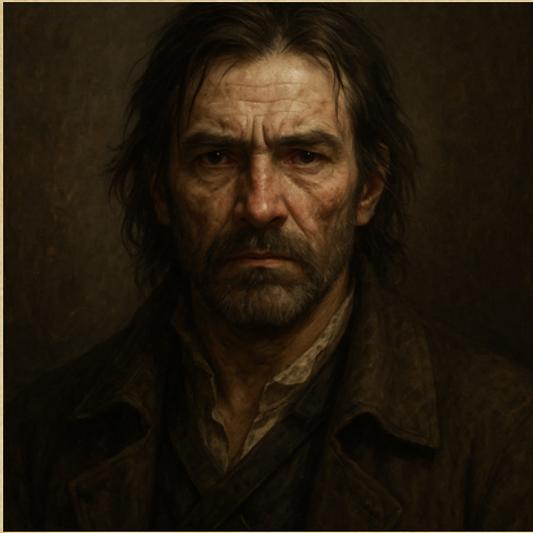
Eine Organisation ohne Gesicht.
Ohne Helden. Ohne Gnade.

Und London?
Es wurde wieder aufgebaut.
Mit doppelten Fenstern.
Mit dichterem Nebel.
Und mit mehr Schatten als je zuvor.



KAPITEL 1 – ELIAS

Osteuropa, 1659



Der Regen hatte eine Beharrlichkeit, die beinahe lebendig wirkte. Seit Stunden fiel er in dünnen, kalten Fäden vom grauen Himmel, als hätte sich der Himmel selbst erschöpft, aber nicht loslassen wollen.

Jeder Tropfen schien die Erde ein wenig mehr in sich zu ziehen, den Marsch der Männer in ein einziges Ringen gegen Schlamm, Kälte und den eigenen Körper zu verwandeln. Elias stapfte voran, den Blick auf das trübe Dickicht gerichtet, die Muskeln unter dem nassen Stoff angespannt. Er hatte im Krieg gelernt, nicht zu viel zu denken. Nicht an das, was war. Nicht an das, was kommen könnte. Nur an den nächsten Schritt. Und den nächsten.

Und doch lag heute etwas in der Luft – ein Druck, der nicht nur vom Wetter kam. Etwas lauerte. Kein Geräusch, kein Geruch, nur ein Gefühl im Nacken, als würde etwas ihn beobachten.

Sie waren unterwegs zu einer verlassenen Festung in den Grenzwäldern – offiziell ein letzter Sicherungsposten aus dem Dreißigjährigen Krieg, nun angeblich leer.

Aber die Kundschafter, die vorausgeschickt worden waren, hatten sich nie gemeldet.

Ein Detail, das man in der Befehlsübermittlung unter den Tisch fallen ließ – doch unter den Männern sprach es sich wie eine Seuche herum.

Gegen Mittag wurde Elias mit einer kleinen Einheit von vier Männern abkommandiert, das südliche Ufer eines Flusses auszukundschaften.

Er widersprach nicht.

Er tat, was man von ihm erwartete – wie immer.

Aber irgendetwas in ihm war wach.

Am Abend, das Tageslicht bereits verflogen, fanden sie ihre Einheit wieder.

Die Männer hatten ein Lager errichtet, provisorisch, flussnah, zu tief im Morast, um sich sicher zu fühlen.

Ein Feuer war unmöglich – das Holz war zu nass, der Wind zu launisch.

Die meisten hatten aus dem Fluss getrunken, ohne das Wasser abzukochen.

Elias und seine Männer hingegen hatten unterwegs Regenwasser in Planen und zerbeulten Töpfen gesammelt – aus reiner Vorsicht, aus jahrelang antrainiertem Misstrauen.

Niemand schenkte dem Bedeutung. Noch nicht.

In der Nacht kam der Nebel.

Er kroch wie ein Lebewesen zwischen den Zelten hindurch, dicht, feucht und schwer.

Und mit ihm kamen die Stimmen.

Ein Detail, das man in der Befehlsübermittlung unter den Tisch fallen ließ – doch unter den Männern sprach es sich wie eine Seuche herum.

Gegen Mittag wurde Elias mit einer kleinen Einheit von vier Männern abkommandiert, das südliche Ufer eines Flusses auszukundschaften.

Er widersprach nicht.

Er tat, was man von ihm erwartete – wie immer.

Aber irgendetwas in ihm war wach.

Am Abend, das Tageslicht bereits verflogen, fanden sie ihre Einheit wieder.

Die Männer hatten ein Lager errichtet, provisorisch, flussnah, zu tief im Morast, um sich sicher zu fühlen.

Ein Feuer war unmöglich – das Holz war zu nass, der Wind zu launisch.

Die meisten hatten aus dem Fluss getrunken, ohne das Wasser abzukochen.

Elias und seine Männer hingegen hatten unterwegs Regenwasser in Planen und zerbeulten Töpfen gesammelt – aus reiner Vorsicht, aus jahrelang antrainiertem Misstrauen.

Niemand schenkte dem Bedeutung. Noch nicht.

In der Nacht kam der Nebel.

Er kroch wie ein Lebewesen zwischen den Zelten hindurch, dicht, feucht und schwer.

Und mit ihm kamen die Stimmen.

Zuerst war es nur ein Wispern.

Kein Laut, der sich greifen ließ – eher ein Gefühl, als würde man träumen, mit offenen Augen. Manche Männer drehten sich im Schlaf, murmelten, zitterten. Einer schrie auf, behauptete, etwas habe ihn am Hals gepackt. Doch nichts war da. Nur Dunkelheit. Nur Kälte.

Elias blieb wach, die Hand an seinem Schwert.

Der Regen hatte nachgelassen, aber die Luft war schwer wie Blei.

Als der Morgen kam, fehlten zwei Männer.

Ein dritter lag reglos im Gras, blass, mit kleinen Kratzern am Kinn – zu klein für Waffen, zu gezielt für Tiere.

Am zweiten Tag begann der Zerfall.

Die Männer waren erschöpft. Der Schlaf hatte sie nicht beruhigt, sondern aufgerieben. Einige halluzinierten. Andere froren trotz mehrerer Lagen Kleidung.

Zwei Soldaten gerieten in Streit über einen Löffel.

Einer stand stumm da, blutete aus der Nase, bemerkte es nicht.

Der Feldarzt vermutete Fieber, vielleicht eine Infektion durch das Flusswasser.

Aber seine Hände zitterten, als er Verbände anlegte.

Am Abend rief er Elias zu sich.

„Wir brauchen etwas – irgendetwas. Kräuter. Wurzeln. Etwas gegen das Fieber.“

Elias nahm Gregor mit – seinen Kameraden, seinen Freund. Sie verschwanden im Nebel, hinein in die Dämmerung, in die feuchte, schweigende Wildnis.

Sie fanden keine Kräuter.

Aber sie fanden Jakob....

Er lehnte an einem Baum, das Gesicht bleich, der Atem flach, die Augen starr.

„Jakob?“, fragte Elias, trat vorsichtig näher.

Keine Reaktion.

Er trat in eine Pfütze, das Wasser kräuselte sich. Jakobs Kopf zuckte zur Seite, langsam, unnatürlich. Die Augen öffneten sich – milchig. Der Mund – blutig.

Dann sprang er.

Elias wich zurück, zog das Schwert, aber Gregor war schneller.

Er riss Jakob zu Boden, trat ihn weg, schrie. Doch Jakob war nicht mehr der Mann, der er einmal gewesen war. Er biss, kratzte, keuchte wie ein Tier.

Elias setzte die Klinge an.

Ein Schlag.

Dann noch einer.

Stille.

Als sie zurückkamen, war das Lager wie ausgestorben. Zu still.

Die Zelte lagen zerdrückt im Schlamm, einige Männer regungslos. Andere... bewegten sich.

Aber nicht wie Menschen.

Einer kniete über einem Körper, das Gesicht verborgen. Als Elias näher trat, hob sich der Kopf.

Die Augen waren leer, der Mund verschmiert.

Zähne.

Fleisch.

Dann der Schrei.

Und die Bewegung.

Dutzende.

Sie kamen aus Zelten, aus dem Gras, aus dem Nebel –
lemblos und doch voller Hunger.

Ein Mann rannte – wurde zu Boden gerissen.

Ein anderer schlug um sich, traf nichts.

Dann Dunkelheit.

Elias kämpfte.

Nicht um zu siegen. Nur, um nicht sofort zu sterben.

Gregor neben ihm – lautlos, entschlossen, verzweifelt.

Der Boden wurde rutschig vom Blut.

Körper fielen. Körper standen wieder auf. Schreie, dann
Gurgeln.

Dann nur noch das Heulen des Windes.

Als der Morgen kam, standen nur noch zwei.

Sie flohen. Nicht aus Feigheit, sondern weil der Tod hinter
ihnen her war und kein Ende kannte.

Doch Gregor war gebissen worden.

Er sagte nichts.... bis zum Abend.

„Ich spüre es“, murmelte er. „Es kriecht in mir. Ich will dich
nicht verletzen, Elias.“

Elias schwieg.

„Du musst es tun. Du weißt es.“

Am nächsten Morgen war Elias allein.

Er zog durch das Land.

Ein Deserteur.

Ein Überlebender.

Ein Schatten von dem, was er einst war.

Er mied Menschen. Mied Städte.

Aber nicht aus Angst – sondern aus Verantwortung.

Und als London sieben Jahre später in Flammen stand,
war Elias dort.

Nicht aus Zufall.

Nicht aus Hoffnung.

Sondern, weil er wusste:

Wenn das, was er gesehen hatte, noch einmal geschieht,
dann braucht es jemanden,
der es wieder überlebt.

KAPITEL 2 – ROWENA

Nordengland, 1655

Der Himmel über Northumberland war bleigrau, als das Kind geboren wurde.

Kein Schrei begleitete den ersten Atemzug, kein Lachen, keine Stimme, die Trost spendete. Nur der dumpfe Klang von splitterndem Holz und der heiße Geruch von Blut, der sich mit dem kalten Wind vermischte, der durch die Ritzen des alten Hauses pfiff.

Die Mutter starb, bevor sie den Namen flüstern konnte. Nur ihre Augen blieben offen – starr, glasig, gefangen im Moment zwischen Leben und Verdammnis.

Die Hebamme sagte später, es sei ein Wunder gewesen, dass das Kind überlebte.

Aber niemand sprach aus, was alle dachten: Dass es nicht hätte überleben sollen.

Rowena wuchs in einem Waisenhaus auf – ein kalter Steinbau an der Grenze zur Wildnis.

Die Nonnen nannten sie „ruhig“, „seltsam“, „zu blass“.

Sie aß kaum. Sprach wenig.

Und ihre Augen... blickten zu tief.

Mit dem Eintritt der Pubertät veränderte sich alles....

Nächte, in denen sie nicht schlafen konnte, weil ihr Herz zu laut schlug.

Morgen , an denen ihr Spiegelbild sich verzerrt zeigte – zu schnell atmend, zu wach.

Ihre Haut wurde kälter. Ihre Sinne schärfer...

Und irgendwann bemerkten es auch die anderen.

Ein Junge versuchte, ihr Angst einzujagen.

Er fand sich blutend am Boden wieder – und wusste später nicht mehr, wie.

Rowena rannte.

Die Straßen von York wurden zu ihrem Zuhause, Pfützen ihr Spiegel.

Verborgene Höfe ihr Bett, Verlorene Stimmen ihre Begleiter.

Sie lebte von Diebstahl, von Gelegenheiten – und vom Abstand.

Denn je näher jemand ihr kam, desto stärker wurde das Flüstern in ihrem Blut.

Ein Ziehen, ein Brennen, ein Hunger, den sie nicht verstand und niemals stillen wollte.

Sie hasste diese Seite.

Hasste die Kälte in ihren Gliedern, wenn die Sonne sank.

Hasste das Funkeln in fremden Adern.

Und am meisten hasste sie die Fragen, die niemand beantworten konnte.

Sie war nicht wie die anderen.

Aber auch nicht wie jene, die sie jagten.

Sie war etwa neunzehn, als sie das erste Mal versuchte, sich das Leben zu nehmen.

Es war eine stille Nacht, der Himmel wolkenverhangen, das Messer kalt.

Doch ihr Körper heilte schneller, als die Klinge schneiden konnte.

Sie weinte zum ersten Mal seit Jahren.

Eines Nachts, als der Nebel tief zwischen den Gassen hing und die Stadt in einem Schweigen lag, das selbst die Ratten verstummen ließ, wurde sie verfolgt.

Zwei Gestalten – bleich, lautlos, mit einem Blick, der keinen Zweifel ließ.

Blutsverwandte.

Oder das, was dem am nächsten kam...

Rowena rannte.

Nicht aus Feigheit, sondern aus Erfahrung.

Aber sie waren schneller.

Stärker.

Unbarmherzig.

Die Gasse war eng, der Ausweg eine Mauer.

Sie stemmte sich gegen das kalte Mauerwerk, barfüßig, keuchend, bereit, erneut zu scheitern.

Da zischte Stahl durch die Luft.

Die zwei Schatten fielen.

Köpfe rollten.

Asche wirbelte auf.

Ein Mann trat aus der Dunkelheit. Groß. Still. Mit Narben im Gesicht und einem Blick, der nicht fragte.

Elias.

Er hatte sie beobachtet. Nicht wegen Misstrauen – sondern,
weil er etwas erkannt hatte.

Nicht das Monster in ihr, sondern den Widerstand.

Er nahm sie mit.

Gab ihr keinen Trost, aber ein Ziel. Kein Zuhause, aber ein
Pfad.

Er zeigte ihr, wie man jagt. Wie man überlebt.

Wie man kämpft, ohne sich selbst zu verlieren.

Vier Jahre lang folgte sie ihm.

Nicht als Jüngerin – sondern als Schatten.

Er sprach wenig.

Aber er sah sie.

Nicht als Wesen.

Sondern als Mensch.

Sie jagten Vampire. Sie fanden Dämonenspuren.

Sie beobachteten ein Europa, das langsam zerfiel – nicht an
Hunger oder Krieg, sondern an etwas Unsichtbarem, das
durch Ritzen kroch, in Träume sickerte, in Herzen keimte.

Und dann...

brannte London.

Als Rowena durch die brennenden Straßen schritt, das
Gesicht verrußt, das Herz schwer,
wusste sie:

Die Welt veränderte sich, wieder einmal.

Aber diesmal war sie nicht mehr allein.



KAPITEL 3 – VALERIA

London, 2. September 1666 – die Nacht, in der das Feuer geboren wurde

Die Stadt lag in einem Zustand atmender Stille, wie ein Tier vor dem Biss. Regen hatte den Tag durchzogen, schwer und rußig, und nun, da die Nacht fiel, blieb nur ein feuchter Schleier zurück, der an den Fenstern zitterte. In einem verlassenen Lagerhaus nahe der Pudding Lane saß Valeria vor einem Tisch aus schwarzem Holz, das Licht einer einzigen Lampe tanzte über ihre Notizen.

Sie arbeitete seit Stunden. Vielleicht seit Tagen.

Aufgeschlagene Bücher lagen über das Labor verstreut, die Seiten gefüllt mit handschriftlichen Berechnungen, Fragmenten alter Texte, alchemistischen Reaktionsformeln. Phiolen dampften träge auf metallenen Ständern, ein zitternder Glaskolben in ihrer linken Hand enthielt die Essenz monatelanger Versuche – eine quecksilbrige Substanz, in der das Licht sich brach wie in lebendigem



Wasser.

Es war keine Magie, es war Wissenschaft, oder das, was davon geblieben war in einer Welt, in der manche Dinge jenseits der Natur lagen.

Valeria versuchte nicht, Unsterblichkeit zu erlangen – sie wollte sie aufbrechen.

Verstehen, was Vampire so widerstandsfähig, so alt machte.

Wenn man es messen konnte, destillieren, isolieren – dann konnte man es vielleicht auch nehmen.

Vielleicht.

Oder vernichten.

Sie spürte, dass etwas nicht stimmte, bevor es geschah.

Ein Windzug, der nicht aus dieser Welt kam.

Ein Knistern in der Luft – nicht elektrisch, sondern...
lauernd.

Dann – ein Knall.

Die Tür des Labors wurde aus den Angeln gerissen.

Zwei Schatten drängten in den Raum, schlank und still wie
Messer.

Ihre Haut zu bleich. Ihre Augen zu leer. Ihre Bewegungen –
unmenschlich glatt.

Vampire.

Nicht die feinen, maskierten Kreaturen, von denen die
Gerüchte sprachen.

Räuber. Assassinen.

Werkzeuge einer Ordnung, die Valeria nun persönlich
bemerkte.

Sie rührten sich kaum – aber die Bedrohung lag wie ein kalter Nebel in der Luft.

Valeria wich zurück.

Ihre Augen flackerten über die Labortische.

Sie wusste, dass jede falsche Bewegung ihr Ende bedeuten konnte.

Doch da geschah es – ein Stoß gegen das Regal, ein Aufprall, ein Zischen.

Eine Phiole zerbarst, Dämpfe stiegen auf – salpetrig, scharf.

Ein zweiter Behälter kippte, verschüttete den Extrakt vampirischen Blutes.

Und dann:

Reaktion.

Ein Laut wie splitterndes Glas.

Ein Licht, das nicht leuchtete, sondern brannte.

Die Welt um sie begann sich zu verziehen.

Nicht sichtbar, aber spürbar – als würde der Raum selbst sich krümmen.

Etwas riss.

Nicht laut, sondern mit einem Flüstern.

Ein Spalt in der Welt.

Nur für den Bruchteil eines Augenblicks.

Und aus diesem Riss kam ein Atem.

Glühend. Unrein. Lebendig.

Ein Wesen – geboren nicht aus Beschwörung, sondern aus alchemischer Hybris.



Ein Feurdämon, züngelnd und flackernd, von der anderen Seite gestürzt wie eine gebrochene Klinge.

Sein erstes Aufbäumen war kein Schrei –

es war ein Sturm aus Hitze, der alles zu verschlingen drohte.

Die Vampire schrien.

Der eine verdampfte fast sofort.

Der andere floh – nicht aus Feigheit, sondern aus instinktiver Furcht.

Valeria versuchte zu fliehen, das Feuer war schneller.

Ein brennender Trägerbalken krachte herab.

Splitter bohrten sich in ihre Schulter, eine Druckwelle schleuderte sie gegen den Boden.

Sie spürte, wie ihre Haut platzte, wie ihr linker Arm in Flammen stand.

Ein brennender Tropfen traf ihre Wange, brannte sich hinein.

Sie konnte nicht schreien.

Ihr Hals war voller Rauch.

Alles roch nach Fleisch.

Nach Tod.

Nach ihr selbst.

Dann – Schatten im Flammenlicht.

Zwei Gestalten.

Ein Mann, groß, schwer atmend, mit einer Axt in der Hand.

Und eine junge Frau mit eisblauen Augen, die den Rauch zu durchdringen schienen.

Elias.

Rowena.

Sie sagten nichts.

Sie warteten nicht.

Sie zogen sie aus dem Feuer –
und hinter ihnen,
begann London zu brennen.

Valeria überlebte.

Aber sie trug das Mal des Feuers nun auf ewig bei sich.

Die linke Gesichtshälfte war verbrannt, das Gewebe
verzogen, gezeichnet.

Der Schmerz war nur der Anfang, der Scham folgte...

Und eine Schuld, die sich nicht abwaschen ließ.

Denn durch sie – durch das, was sie auslösen wollte,
und auslöste –
kam das Feuer.



Und mit dem Feuer kamen die ersten Dämonen dieser neuen Zeit.

KAPITEL 4 – ALRIK

Schottland, Herbst 1665

Der Regen fiel in gleichmäßigem Rhythmus auf die Heide, wie das Pochen eines uralten Herzens, das tief unter der Erde schlug. Alrik saß auf dem Pferd wie ein Mann, der wusste, dass sein Weg nicht zu einem Ort, sondern zu einem Urteil führte. Der schwere Mantel klebte ihm am Leib, getränkt von Kälte und Schuld, doch er sprach kein Wort. Hinter ihm ritten drei Männer – Thomas, Bastian und Marek – Brüder im Glauben, Jäger im Auftrag, Männer, die mit ihm getötet hatten, ohne je zu zögern. Ihre Gesichter schienen aus Stein gehauen, stumm und unbewegt, und doch haftete etwas Unwirkliches an ihnen, als wäre ein Schleier über sie gelegt, den nur Alrik langsam zu lüften begann.

Sie waren unterwegs zu einer Frau – einer, von der man sagte, sie habe Dinge gesehen, die kein Mensch sehen dürfe. Eine Hexe, behaupteten die Dörfler. Eine Seherin, flüsterten die Alten. Und jene Flüsterstimmen hatten ihnen genügt. Es war ihr Werk, ihre Pflicht. So hatte man es ihnen gelehrt.

Sie fanden die Hütte gegen Abend, halb verborgen in einer Senke zwischen moosbedeckten Felsen und krummen Bäumen, die ihre Äste wie Finger in den Nebel reckten. Kein Rauch stieg aus dem Schornstein. Keine Spuren führten zu ihr – als hätte sie gewartet, nicht gelebt.

Die Frau stand in der Tür, barfuß im Schlamm, das Haar dunkel wie nasses Eichenlaub, die Augen von einer Tiefe, die Alrik beim ersten Blick erschreckte. Nicht wegen ihres Ausdrucks – sondern weil sie ihn zu kennen schien.

Er stieg ab, zog die Eisenfesseln unter dem Mantel hervor, sprach die vorbereiteten Worte – wie man es ihm beigebracht hatte.

Sie erwiderte nichts. Kein Fluch. Kein Flehen.

Nur ein Satz, leise, aber unmissverständlich:

„Du jagst das, was du nicht erkennst.“



In der Nacht war das Feuer klein, der Wind zu stark. Sie lagerten nahe beieinander, ihre Gefangene in der Hütte, angebunden, doch wach. Alrik hörte, wie Thomas mit gedämpfter Stimme betete, wie Bastian alte Psalmen murmelte, als wandle er auf einem Pfad zwischen Glut und Gnade. Doch je länger Alrik ins Feuer blickte, desto mehr begann ihm das Murmeln wie ein Wispern zu erscheinen – wie ein Strom aus Worten, der nicht von Menschen stammen konnte.

Er schloss die Augen – und sah.
Nicht Träume. Erinnerungen.
Nur dass sie sich veränderten.

Die Gesichter derer, die er gerichtet hatte, tauchten vor ihm auf – nicht wütend, nicht flehend.
Nur stumm.
Ein jedes mit dem gleichen Blick: Warum?

Er wachte mit einem Laut auf, der ihm fremd war.
Thomas blickte auf, musterte ihn lange, ein Lächeln umspielte seine Lippen.
Zu ruhig. Zu kontrolliert, wie eine Maske, die wartete, um zu fallen.

Am nächsten Morgen war die Frau fort. Das Seil durchtrennt, die Tür geöffnet, der Nebel dicht.
Keine Spuren. Keine Richtung.

„Sie ist sich selbst genug“, sagte Marek.

„Oder sie wird vom Himmel gerichtet“, murmelte Bastian.

Alrik nickte, aber etwas hatte sich verändert....

Seine Brüder wirkten ihm fremd, ihre Stimmen zu gleich,
Ihre Bewegungen zu synchron.

Und einmal – nur für einen Wimpernschlag – sah er in
Bastians Augen ein Glimmen, das nicht von diesem Feuer
stammen konnte.

Kein Licht.

Ein Blick.

Etwas erwachte in ihm.

Etwas, das sah.

In den folgenden Nächten kamen die Träume wie eine
Krankheit.

Er sah sich selbst – nicht als Richter, sondern als
Verurteilter.

Nicht am Pfahl – sondern in einem Kreis.

Die drei Männer um ihn – maskiert, aber ihre Stimmen
kannte er.

Und über allem das leise Lachen von etwas, das nie Mensch
gewesen war.

Einmal erwachte er mit dem Geschmack von Asche im
Mund.

Ein anderes Mal brannte ihm die Haut an den Händen,
obwohl das Feuer längst erloschen war.

Er begann, ihre Stimmen zu fürchten.
Nicht, weil sie lügten –
sondern weil sie ihn nie belogen hatten.
Und doch war alles falsch gewesen.

Sie schlugen ihr Lager in einer alten, verlassenen Berghütte
auf – fernab der Wege, umgeben von Bäumen, die wie
dunkle Wächter standen.

Der Regen schlug gegen das morsche Holz, der Wind heulte
durch Ritzen.

Alrik saß allein, sein Schwert neben sich, die Gedanken wie
Glassplitter in der Kehle.

Dann blickte er auf –
und wusste es.

Thomas stand am Fenster.

Still.

Und als sich ihr Blick traf, verzog sich sein Gesicht.

Nicht menschlich.... nicht mehr.

Alrik erhob sich langsam, Er wusste, was kommen würde.

Aber nicht, ob er es überleben würde.

„Du siehst es jetzt, nicht wahr?“

Die Stimme war noch 'Thomas'.

Aber etwas sprach durch ihn hindurch.

Dann brach alles los.

Sie griffen an – mit der Schnelligkeit und Grausamkeit von etwas, das den menschlichen Körper nur trug wie ein Kleidungsstück.

Marek warf sich auf ihn, die Glieder verzerrt, der Kiefer zu weit geöffnet.

Alrik riss das Schwert empor, stieß zu – spürte, wie das Fleisch nachgab, aber kein Blut floss, sondern Rauch.

Bastian lachte.

Ein Lachen, das das Dach erzittern ließ.

Er kam von hinten, riss ihn zu Boden, flüsterte ihm Worte ins Ohr, von denen Alrik nicht wusste, ob sie Drohung oder Offenbarung waren.

Mit letzter Kraft rammte er ihm das Messer in den Hals

und Bastian hörte auf zu lächeln.

Thomas war der Letzte.

Der Klügste.

Der Stärkste.

Er sprach kein Wort.

Aber als er fiel, flüsterte er:

„Du bist jetzt allein.“

Als Alrik am Morgen aus der Hütte trat, war der Regen vorbei.

Die Hütte hinter ihm war schwarz vor Blut und Rauch.

Sein Mantel klebte ihm am Körper.

Das Schwert war stumpf.

Seine Hände wund.

Aber seine Augen –

sie waren offen.

Südlich von York. Zwei Tage später....

Er fand sie wieder.

Fiona, die Seherin.

Sie stand auf einer Lichtung, als wäre sie niemals fort gewesen.

Er sah sie an – und sagte nur:

„Ich habe sie getötet.“

Sie antwortete nicht sofort, dann trat sie näher und legte ihm eine Hand an die Stirn.

„Nicht sie“, sagte sie leise... „Die Schatten, die in ihnen wohnten.“

Und so begann ihre Reise.

Nicht als Buße.

Nicht als Flucht.

Sondern als Notwendigkeit.

Zwei, einer der zu spät sah –

und nun gezwungen war, zu jagen, was er einst
unwissentlich beschützt hatte.

KAPITEL 5 – FIONA

Schottisches Hochland, Jahre vor dem Fall Londons



Der Nebel lag tief über dem Moor, wie ein uraltes Tuch, das jemand über die Welt gebreitet hatte, um das Kommende zu verbergen. Fiona stand barfuß auf der Anhöhe, das dünne Hemd an ihr klebend wie eine zweite, zitternde Haut.

Ihre Augen waren geschlossen, doch in ihrem Innern tobte ein Sturm.

Die Vision kam nicht wie ein Gedanke – sie kam wie ein Riss.

Ein Kratzen an den Nerven, ein Wispern unter der Haut.

Sie sah ein Feuer, das keine Wärme brachte.

Straßen, die schmolzen und Schatten, die in den Flammen tanzten wie hungrige Götter.

Sie schrie –

doch niemand hörte sie oder wollte sie hören....

Schon als Kind war sie anders gewesen, nicht seltsam – nur zu aufmerksam.

Sie sprach von Dingen, bevor sie geschahen.

Von Menschen, die bald sterben würden.

Von Dingen, die niemand gesehen hatte – außer ihr.

Zuerst hielten sie es für Einbildung, dann für Hexerei.

Mit dreizehn wurde sie verstoßen.

Nicht durch Urteil, sondern durch Schweigen.

Niemand sprach zu ihr.

Niemand sah sie an.

Und als der Schnee kam, lag er über ihrer Hütte wie ein Grabtuch.

Sie überlebte, aber etwas starb in jener Nacht.

Jahre später

Fiona reiste, ohne Ziel, getrieben von ihren Träumen,
gejagt von Bildern, die sich nicht abschütteln ließen.

Sie schlief selten, wenn sie schlief, erwachte sie mit dem
Geschmack von Asche im Mund.

Dann kamen sie – vier Männer auf dunklen Pferden.

Drei mit starren Gesichtern und unbeirrbarem Blick.

Einer – der Vierte – mit Augen, die nicht ganz so sicher
wirkten wie die der anderen.

Der Jüngste unter ihnen, aber mit Narben, die älter wirkten
als sein Gesicht.

Sie wusste, dass sie kommen würden.

Sie sah sie in einem Traum:

ein Kreuz, das brannte.

Gesichter ohne Schatten.

Und ein Mann, dessen Seele schwankte wie eine brüchige Brücke.

Als sie Alrik zum ersten Mal sah, war es nicht Angst, die sie empfand –
sondern Mitleid.

Er wusste noch nicht, was er war.
Aber sie sah es.
Den Zweifel, der unter seiner Haut nagte.
Die Fragen, die er nicht stellte.

Er legte ihr die Fesseln an, seine Hand zitterte – und in seinen Augen lag etwas, das sie nicht verstand: Zweifel.
Nicht der offene, brennende Zweifel eines Mannes, der vom Glauben abfällt –
sondern der stille, schleichende Blick eines Mannes, der spürt, dass alles, woran er glaubte, bröckelt.
Die Fesseln waren fest. Aber nicht so fest, wie sie sein sollten.
Vielleicht war es Absicht. Vielleicht war es Schwäche.
Aber in dieser Schwäche lag ihre Rettung....

In der Hütte spürte sie die Dunkelheit.
Nicht die der Nacht –
Sie ging von seinen Begleitern aus.

Sie waren keine Männer, keine Menschen, Sie rochen nach Asche und alten Gebeinen.

Sie sprachen mit Zungen, die nicht zu ihren Mündern gehörten.

Sie sprachen wie Menschen – aber ihre Stimmen hatten keinen Nachklang.

Kein Echo in der Welt.

Sie waren leer – Hüllen, die etwas trugen, das kein Mensch sehen sollte.

In der Nacht, als der Wind durch die Hütte fuhr wie ein geflügelter Schatten, rieb sie still an einem morschen Balken.

Die Seile gaben nach.

Nicht, weil sie stark war – sondern weil er es gewollt hatte, oder es zuließ.

Sie ging aber sie wusste:

Er würde folgen.

Nicht sofort aber bald.

Sie wartete.

Tagelang.

Auf einer Lichtung im Süden, wo der Nebel dünner war, wo ihre Gedanken klarer wurden.

Und dann kam er.

Blut an den Händen.

Stille im Blick.

„Ich habe sie getötet“, sagte er.

Sie nickte und berührte seine Stirn.

Sie fühlte den Schmerz, den Zweifel, die Schuld.

„Nicht sie“, flüsterte sie.

„Nur das, was durch sie sprach.“

Von da an reisten sie gemeinsam.

Sie sprach wenig.

Er noch weniger.

Doch nachts, wenn er schrie, wenn die Erinnerungen ihn überfielen, legte sie ihm eine Hand auf die Brust und sang.

Nicht laut.

Nur ein Flüstern.

Ein uraltes Lied, das nicht von dieser Welt war.

Und in seinen Träumen begann das Feuer langsam zu weichen.

KAPITEL 6 – CIARAN

Vatikanstadt Frühling 1666

Es begann mit dem Flüstern.

Nicht in den Gängen, sondern in den Gebetsbüchern.
Zwischen den Zeilen, in den Pausen der Psalmen –
wie ein Echo, das nicht dorthin gehörte.

Ciaran spürte es zum ersten Mal während der Vigilien,
als das Weihrauchfass zu schwingen begann,
obwohl niemand es berührte.

Er war noch jung.
Noch voller Eifer.
Noch blind.

Doch er sah, dass die Schatten in der Sakristei anders fielen
als früher.
Und dass das Wasser in den Becken nicht immer klar war.

Er war Teil der Inquisitio Obscura –
einer Abteilung, deren Existenz selbst innerhalb der Kirche
nur im Flüsterton weitergegeben wurde.
Ihre Aufgabe war es, Dämonen zu erkennen, Exorzismen zu
leiten,
und das übernatürliche Wissen der Welt in alten Codices zu
binden,
als könnte man das Böse zwischen zwei Buchdeckeln
festnageln.

Ciaran war gut.
Er glaubte, das Böse zu jagen.
Er glaubte, das Richtige zu tun.

Bis er begann, Fragen zu stellen...

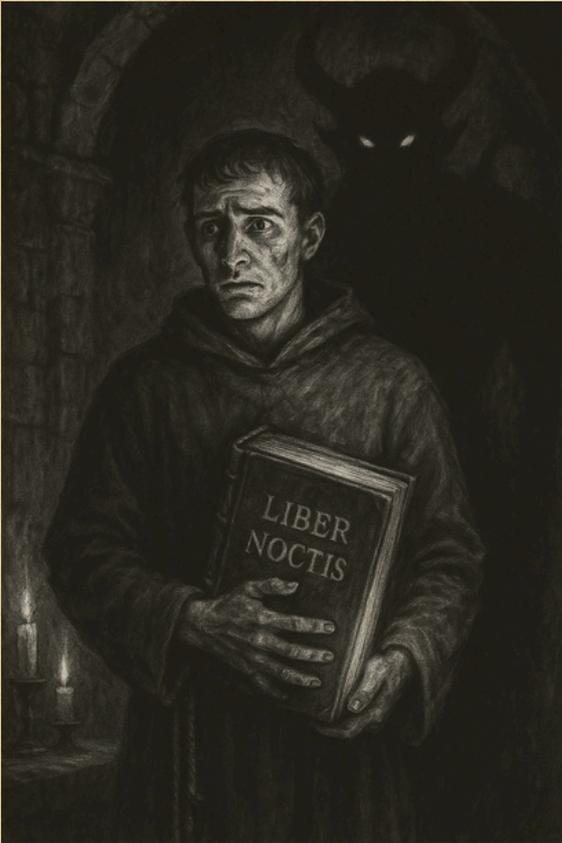
Es war Bruder Seraphim, der in der Bibliotheca Occulta alte
Rituale sprach –
nicht zur Bannung, sondern zur Beschwörung.

Ciaran beobachtete ihn durch eine verborgene Öffnung, die
früher nur dem Abt zugänglich war.
Er sah, wie das Salz nicht zum Schutz, sondern zur
Einladung gestreut wurde.
Wie das Blut in silbernen Schalen dampfte.
Und wie ein Kreis aus Kreide zu einem Tor wurde, das keine
Rückkehr mehr kannte.

Als er die anderen zur Rede stellte, lächelten sie.
Nur einer widersprach nicht –
weil seine Kehle bereits durchtrennt war.

In der Nacht der Offenbarung brannte das Kloster.

Die Flammen loderten grünlich.
Nicht wie Feuer – sondern wie Hunger.



Ciaran floh,
ein einziges Buch in der
Kutte verborgen:
„Bestia Interior – Liber
Noctis“
– das Buch der inneren
Bestien.

Es war kein heiliger Text.
Aber es war das Einzige,
was ihm blieb.

Er ging nicht zurück.
Nicht zu den Brüdern, nicht zur Kirche.
Er ließ das Kreuz zurück.
Nicht aus Hass –
aus Entsetzen.

Wochenlang durchquerte er das Land.
Schlief in Ruinen.
Lebte von Wurzeln, von alten Gebeten, die längst ihren
Klang verloren hatten.

Doch er hörte nie auf zu lesen. Nie auf zu lernen.
Denn Wissen war das Einzige, was ihn nicht verriet.

In Lyon rettete er ein Kind vor einem Schattenwesen,
das sich als stotternder Pilger getarnt hatte.

In Mainz ließ er eine Kirche abbrennen, weil unter dem
Altar kein Stein, sondern Fleisch pochte.

In ihm war kein Glaube mehr nur die Gewissheit:

Etwas kommt.

Etwas, das größer ist als Kirche und Ketzer.

London – September 1666

Das Feuer war bereits entfacht, als er die Stadt betrat.

Er sah es nicht als Unglück.

Er sah es als Zeichen.

Er folgte einem Flüstern, das er längst hätte verlernen sollen.

Es führte ihn durch enge Gassen, zwischen rauchenden Leichen und flackernden Dämonen.

Und dann hörte er sie –
andere Stimmen.

Vertraute.

Nicht aus dem Kloster –

sondern aus jenen Träumen, die kamen, seit er das Buch geöffnet hatte. Sie waren da.

Sie waren nicht wie er.

Und doch waren sie alle auf der Flucht.

Alle Gezeichnete.

Die Frau mit den Narben,

der Junge mit dem Schattenblick,

der Krieger mit den wunden Händen,

und eine Seherin, die ihn ansah, als hätte sie ihn schon lange gekannt.

„Du hast gesehen, was du nicht sehen solltest“, sagte sie.

„Ja“, antwortete er.

„Und ich werde nie wieder wegsehen.“



KAPITEL 7 – KAZIMIR

Karpaten Jahre vor dem Brand

Die Nacht war schwer von Nebel,
und der Wind trug das Heulen der Wälder wie eine dunkle
Vorahnung über das schlafende Dorf.

Im Innern des Hauses knisterte nur noch schwach das Feuer
in der verrußten Herdstelle.

Kazimir lag wach in seinem Strohbett, das Fenster einen
Spalt offen, der Atem als feiner Dunst in der Kälte.

Etwas war anders in dieser Nacht.

Etwas lauerte – nicht draußen, sondern dahinter.

Dann kam das Krachen.

Ein gewaltiges Splittern riss ihn hoch.

Das Dach zerbarst wie morsches Holz unter dem Tritt eines
Riesen,

und eine Kreatur stürzte durch die Dunkelheit:

groß wie ein Ochse, die Schultern breiter als jede Tür, Fell
so silbern, dass es im Schein der Glut schimmerte wie kalter
Stahl.

Über dem rechten Auge eine klaffende Narbe –
als hätte sie der Zorn selbst geschlagen.

Der Vater schrie, riss das Holzbeil von der Wand, und
stürzte sich auf das Ungeheuer.

Der Aufprall war brutal. Knochen splitterten, das Beil versank,
doch das Wesen schüttelte ihn ab wie ein Hund einen Käfer.
Ein Prankenhieb –
der Vater prallte gegen die Wand, sein Kopf schlug dumpf auf.
Still.

Die Mutter kreischte.
Kazimir wollte aufspringen, doch sie war schneller –
hob das Küchenmesser, stellte sich schützend vor ihren Sohn.
Die Bestie brüllte.
Ein einziger Hieb, und ihr Körper wurde zurückgeschleudert wie eine Puppe.
Das Messer klirrte davon.

Kazimir starrte in das Gesicht der Kreatur.
Sein Herz schlug nicht mehr.
Nicht wirklich.

Dann drehte sich das Ding zu ihm und in dem Moment,
in dem es zum Sprung ansetzte, brach aus dem Schatten eine andere Gestalt hervor.

Ein alter Mann, in dunkle Reisegewänder gehüllt,
mit einem silbernen Langdolch in der Hand.
Sein Gesicht war verwittert wie Rinde,
die Augen schmal und wach.

„Zurück!“, rief er – und dann stürzte er sich auf das Biest.

Der Kampf war ein einziges Flackern aus Stahl, Fell und Blut.

Der Werwolf brüllte, schlug um sich, warf den Alten zweimal zu Boden –

doch der stand jedes Mal wieder auf, trieb dem Biest das Silber in die Seite,

schnitt durch Muskeln, durch Haut, ließ es aufheulen wie eine gebrochene Welt.

Kazimir hatte sich an die Wand gekauert, die Knie an die Brust gezogen,

das Gesicht nass von Tränen, doch seine Augen blieben offen.

Er vergaß keinen Moment.

Kein Zucken, kein Zähneblecken, keinen Tropfen Blut.

Der Werwolf, blutend, gebrochen, hob zum letzten Schlag aus –

doch der Alte war schneller.

Ein gezielter Stoß, und das Biest schrie auf,

riss sich los und verschwand heulend in die Nacht.

„Du lebst“, sagte der Alte, als er neben Kazimir kniete.

Seine Stimme war tief und rau, wie ein Stein, der über Jahre geschliffen wurde.

„Nicht aus Zufall.“

Er reichte dem Jungen Wasser.

Kazimir zitterte.

Nicht vor Kälte.

Nicht vor Angst.

Vor dem Wissen, dass nichts von dem, was war, je wieder sein würde.

Die Jahre danach waren kein Leben.

Sie waren Wanderschaft, Jagd, Entbehrung.

Sie schliefen unter Bäumen, in Ruinen, in Gräbern.

Kazimir sprach wenig.

Lernte stattdessen zu horchen –

auf das Knacken von Ästen, das Wispern des Nebels,
den Atem eines Verfolgten.

Der Alte war Lehrer und Schatten zugleich.

Er zeigte ihm, wo die Wölfe lebten, welche Zeichen

Dämonen hinterließen,

wie man Wesen töten konnte, die nicht sterben wollten.

Und immer blieb ein Gedanke in Kazimir brennend:

die Narbe über dem Auge.

Der silberweiße Dämon.

Das Ding, das seine Eltern genommen hatte.

Dann kam der Winter.

Ein Dorf.

Verschwundene Kinder.

Tote Ziegen.

Ein Spuk, der kein Spuk war.

Der Alte kämpfte -

allein, gegen etwas, das keine Augen hatte, aber viele Zungen.

Kazimir kam zu spät.

Fand ihn im Schnee, von innen verbrannt, die Hand noch um das Silber gekrampft.

Er weinte nicht.

Er grub ein Loch mit bloßen Händen und schwor, dass es nie wieder jemand anders sein würde, der seine Monster tötete.

Die Spur führte ihn nach Westen.

Durch endlose Wälder, über brennende Felder, durch Schweigen.

Bis nach London.

1666, London

Die Stadt brannte.

Der Himmel selbst schien sich entzündet zu haben.

Kazimir stand zwischen Schornsteinen, der Rauch brannte
in den Augen,

doch er roch es trotzdem – nicht Feuer.

Nicht Asche.

Etwas anderes. Etwas Altes.

Dann kam die Explosion.

Ein Riss im Firmament.

Etwas entwich daraus –

flammend, zischend, Wesen aus Glut und Hass.

Kazimir lief.

Er rannte nicht fort – er jagte.

Da stieß ein Mann zu ihm –

in schwarzer Kutte, mit einem Blick, der aus der Hölle
zurückgekehrt sein musste.

Ein stummes Einvernehmen.

Ein Lauf durch Rauch und Chaos.

Ein Band, das ohne Worte entstand.

Später traf er die anderen.

Eine Frau, gezeichnet vom Feuer.

Ein Krieger mit Blicken wie Hiebe.

Ein junges Wesen, das mehr Jahre trug als Körper.

Eine Seherin,

die ihn ansah, als hätte sie ihn gemalt, bevor er je geboren war.

Sie nahmen ihn auf.

Nicht aus Mitleid, sondern weil sie wussten:

Er war wie sie.

Verloren. Zerbrochen. Entschlossen.

Und immer blieb da das Ziel.

Die Narbe über dem Auge.

Das silberweiße Fell.

Kazimir wartete.

Er lernte.

Und er wusste:

Eines Tages würde der Dämon wieder auftauchen.

Und dann –

würde er nicht wieder davonkommen.



KAPITEL 8 – DER SCHWUR

London, September 1666
Drei Tage nach dem Großen Feuer

Die Stadt rauchte noch.

Zwischen verkohlten Balken und geschwärzten Ziegeln stieg
Asche in den Himmel wie Gebete, die niemand mehr hörte.
Der Wind trug den Geruch von Ruß, Blut und Schwefel.
Kein Hahn krächte. Keine Glocke schlug.
Es war, als hätte selbst die Zeit den Atem angehalten.

Sieben Gestalten standen auf dem Hügel oberhalb der
Ruinen – schweigend.

Jeder von ihnen gezeichnet.

Jeder mit seinem eigenen Schatten im Rücken.

Elias hielt das Schwert locker in der Rechten. Seine Hand
zitterte nicht, aber der Blick war leer.

Er hatte Kameraden sterben sehen, war den Toten
entkommen –

doch hier, vor dem verbrannten Skelett der Stadt, war es
nicht der Tod, der ihn erschütterte.

Es war das Wissen, dass dies erst der Anfang war.

Valeria saß auf einem umgestürzten Karren, das Gesicht
von Ruß geschwärzt, die Brandmale an ihrem Hals offen
sichtbar.

Sie sagte nichts. Ihre Augen ruhten auf dem verkohlten Himmel,
und in ihren Händen hielt sie einen Splitter zerbrochenen
Glases –
das Letzte, was von ihrem Labor geblieben war.

Rowena stand abseits.

Die Asche zeichnete Muster auf ihre Haut, als hätte die Welt
ihr Zeichen zurückgegeben.

Sie sprach leise mit sich selbst – oder mit etwas, das nur sie
sehen konnte.

Alrik betrachtete seine Hände.

Sie waren sauber. Zu sauber.

Fiona stand neben ihm – den Blick in die Ferne gerichtet, als
könnte sie dort etwas erkennen, das noch nicht geschehen
war.

Sie spürte, dass er kämpfte – nicht mit einem Feind, sondern
mit sich selbst.

Mit Schuld, Reue, der Erkenntnis, dass er mehr getötet hatte,
als nur Dämonen.

Ciaran kniete am Rand der Brandruine, ein zerfleddertes
Buch in der Hand.

Seine Finger bluteten.

Er hatte das Bestia Interior – Liber Noctis durch das Feuer
getragen.

Es war verbrannt, verdreht, beschädigt –
aber lebendig. So wie er.

Kazimir stand still.

Kein Ruß auf seiner Kleidung. Kein Schweiß auf der Stirn.

Nur der Blick eines Kindes, das zu früh gesehen hatte, wie die Welt wirklich war.

In seinem Gürtel steckte ein Dolch, silbern und stumpf vom Blut eines Feurdämons.

Er sagte nichts. Aber in seinem Blick lag etwas Unmissverständliches:

„Ich bin noch nicht fertig.“

Eine Stunde verging. Vielleicht zwei.

Kein Wort fiel.

Nur das Knistern ferner Glut.

Dann war es Elias, der sich bewegte.

Er trat vor, legte das Schwert auf einen Stein – und sprach leise:

„Wenn wir gehen, wird keiner je glauben, was geschehen ist.“

Valeria antwortete, ohne aufzublicken:

„Und wenn wir bleiben, werden sie uns für das halten, was wir bekämpft haben.“

Rowena trat näher. Ihre Stimme war kaum mehr als Wind:

„Die Schatten sind nicht verschwunden. Sie haben nur gelernt, besser zu flüstern.“

Ciaran schloss das Buch, presste es an die Brust.

„Sie werden wiederkommen.“

Fiona sah in die Gesichter der anderen.

Sie kannte sie kaum.

Aber sie wusste, dass sie alle etwas verloren hatten, das nicht zurückzubringen war.

Sie flüsterte:

„Dann sollten wir bereit sein.“

Alrik trat an Elias' Seite.

„Vielleicht ist das unsere Buße.“

Kazimir sprach nicht.

Er ging zum Schwert, hob es auf – und nickte.

Die Entscheidung fiel nicht durch einen Eid.

Es gab kein Ritual. Keine Kirche. Kein Siegel.

Nur sieben Menschen, die wussten, dass sie nicht mehr wegsehen konnten.

Sie standen im Rauch, als die Sonne durch die Asche stach.

Und dort, auf dem verkohlten Grund eines untergegangenen Londons,

entstand etwas Neues.

Kein Orden.
Keine Armee.
Keine Helden.

Nur die erste Linie zwischen der Menschheit –
und dem, was sich in der Dunkelheit verbarg.

Die Schattenwacht.



Epilog

2026. Ort unbekannt



Rowena

EPILOG

2026, Ort unbekannt

Es ist kalt in der Halle.

Nicht vom Wetter her – sondern von der Art Kälte, die in alten Steinen wohnt. In Geschichten, die nicht erzählt werden.

Die Schatten tanzen flackernd über das steinerne Siegel am Boden, eingraviert in schwarzem Marmor:

Tutela contra Tenebras – Schutz gegen die Dunkelheit.

Ein alter Tisch. Kerzenlicht. Dokumente. Karten.

Und eine Frau, die reglos davor sitzt.

Sie sieht aus wie vierzig.

Ihre Haltung ist aufrecht, ihre Bewegungen ruhig, gezügelt, wie ein Raubtier in Erwartung.

Ihr schwarzes Haar fällt offen über die Schultern, makellos.

Doch in ihren Augen ruht ein Alter, das kein Mensch je tragen sollte.

Rowena.

Nur wenige kennen diesen Namen noch.

Und noch weniger wissen, was er wirklich bedeutet.

Sie liest.

Berichte aus London. Prag. São Paulo.

Von Dingen, die es nicht geben sollte.

Von Wesen, die durch Risse schlüpfen.
Von Jägern, die verschwinden. Von Zeichen, die sich
wiederholen.
Auf dem Tisch liegt ein vergilbtes, verbranntes Stück Papier.
Ein altes Bild, gezeichnet mit Kohle, an den Rändern
versengt.
Sieben Gestalten im Rauch.
Ein Schwert. Ein Buch. Ein Dolch.
Und etwas, das niemand vergessen darf.

Rowena nimmt das Blatt in die Hand.
Für einen Augenblick hält sie es fest, wie man einen letzten
Fetzen Erinnerung hält.
Dann legt sie es zurück.

Ein Geräusch an der Tür.
Ein junger Mann tritt ein – kaum zwanzig, nervös, die
Uniform zu neu.

„Ma'am... es gibt eine neue Sichtung. In Berlin. Ein...
möglicher Riss.“

Sie nickt. Kein Zögern.
„Pack die Karte ein,“ sagt sie leise.
„Und das Silber.“

Der junge Mann salutiert und verschwindet.
Rowena steht auf, die Kerze flackert, als spürte sie, was
folgen wird.

Der Schatten an der Wand folgt ihr.
Doch für einen Herzschlag bewegt er sich nicht synchron
mit ihr –
als wäre er etwas Eigenes.
Etwas, das mitgeht.
Etwas, das wartet.

In der Dunkelheit gibt es keinen Ruhestand.
Und manche Schwüre... verblassen nie.



ERLEBE DIE SCHATTENWACHT BALD ALS MINIATURENSPIEL

Die Geschichte der sieben Gründer bildet den Ursprung einer dunklen Welt:

Dämonische Bedrohungen, geheime Organisationen und taktische Entscheidungen.

Derzeit entsteht ein düsteres Miniaturen-Brettspiel, das dich selbst zum Teil der Schattenwacht macht.

Die Schattenwacht erhebt sich erneut – nicht nur zwischen diesen Seiten.

Das hier vorliegende Buch erzählt den Ursprung jener, die in der Dunkelheit standen, als niemand sonst es tat.

Bald wird ihre Geschichte weitergeschrieben:

Als taktisches Brettspiel, in dem du selbst zur Klinge wirst,

die dem Schatten trotzt.

Mehr Informationen unter:

www.3d-druck-gayer.com/schattenwacht

Werde Teil der Schattenwacht.

Securitas per Umbra.



Als die Dunkelheit sich regt
und übernatürliche Wesen aus
dem Rauch der Geschichte hervor-
brechen, versammeln sich sieben
Jäger, um gegen den uralten
Schrecken zu kämpfen. Doch der
Preis ist hoch – und Schatten
folgen jedem Schritt.

